

Zwischen



„Schmejchl un treern“

Das jiddische Lied gestern und heute

Von Eberhard Rebling

Redaktionelle Vorbemerkung: Der folgende Artikel erschien zuerst im Novemberheft 10/88 der DDR-Zeitschrift „Musik und Gesellschaft“, welches sich anlässlich des 50. Jahrestages der sogenannten „Reichskristallnacht“ mit dem Schwerpunktthema jüdischer Musik befaßte.

Wir haben gemeinsam mit dem Autoren überlegt, ob man den Beitrag aktualisieren und ggf. gewisse Rücksichtnahmen auf die damalige DDR neu formulieren sollte. Da andererseits der Originalwortlaut für sich ein Zeitdokument darstellt, haben wir uns für die unveränderte Fassung entschieden, die als Manuskript im Juli/August 1988 geschrieben wurde. Dementsprechend sind Zeitangaben wie „voriges Jahr“ etc. zu verstehen.

Seit etwa zehn Jahren sind wir Zeugen und Mitgestalter eines merkwürdigen Phänomens: Die jiddische Sprache, die jiddische Kultur und das jiddische Lied erleben in zahlreichen Ländern eine erstaunliche Wiedergeburt. Bücher jiddischer Autoren, in viele Sprachen übersetzt, erscheinen in zunehmender Zahl; gedruckte Sammlungen und Schallplatten mit jiddischen Liedern finden reißend Absatz; auf Konferenzen in Moskau und Montreal setzt man sich für die Förderung der jiddischen Sprache ein; in New York und Jerusalem werden an Universitäten Lehrstühle für jiddische Kultur eingerichtet. Und es ist vor allem die Jugend, die sich dafür engagiert.

Es scheint, daß die Verleihung des Nobelpreises für Literatur an Isaac Bashevis Singer (geb. 1894) wie eine Initialzündung wirkte. In seiner Dankansprache am 8. Dezember 1978 in Stockholm sagte er: „Der hohe Preis, der mir von der Schwedischen Akademie verliehen wurde, ist zugleich eine Würdigung der jiddischen Sprach, einer Spra-

che des Exils, ohne ein Land, ohne Grenzen und durch keinerlei Regierung unterstützt, einer Sprache, die keine Worte für Waffen, Munition, Militärübungen und Kriegstaktiken besitzt, einer Sprache, die sowohl von frommen als auch emanzipierten Juden verachtet wurde.“

Schon ein Jahr zuvor, 1977, wurde in Birobidshan, der Hauptstadt des Jüdischen Autonomen Gebietes der Sowjetunion, ein Jiddisches Kammermusiktheater gegründet, das seit 1982 auch in unserer Republik gastierte. Im vergangenen Jahr trafen sich anlässlich des 25jährigen Jubiläums der jiddischen Monatsschrift „Sowjetisch Hejmland“ im Haus des sowjetischen Schriftstellerverbandes in Moskau etwa sechzig jiddische Schriftsteller und Dichter aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion. Und in Vilnius wird das jüdische Museum wieder eröffnet.

In Zürich fand im November 1984 das „1. Europäische Jiddisch-Folkfestival“ statt mit Solisten und Gruppen aus sieben Ländern; Lin Jaldati, unsere Töchter Kathinka und Jalda Rebling mit mir am Flügel waren die einzigen Vertreter eines sozialistischen Landes. Ein Jahr später folgte ein ähnliches Liedfest an der Volksuniversität in Dorsten (BRD). Und 1987 wurden zum Gedenken an die Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945 durch sowjetische Truppen unter dem Motto „Das Lied ist geblieben“ in Berlin die I. und ein Jahr später die II. „Tage der Jiddischen Kultur“ durchgeführt, die III. werden im kommenden Januar folgen. Überall sind Publikumszuspruch und Resonanz in den Medien enorm. Auf ihrer 24. Generalkonferenz nahm die Unesco 1987 eine Resolution zur Erhaltung der jiddischen Sprache und ihres kulturellen Erbes an.

Jiddisch hat noch nicht das letzte Wort gesprochen. Es hält Schätze bereit, die der Welt noch nicht zu Augen gelangt sind.

Isaac Bashevis Singer

Die Gründe für diese Renaissance mögen sehr vielfältig und von Land zu Land unterschiedlich sein. Sie sind vor allem politischer Art. Die Grundursache bleibt immer und überall der entsetzlichste, weil industriemäßig betriebene Völkermord aller Zeiten. Für die weitaus überwiegende Mehrheit der sechs Millionen Juden, die während der faschistischen Terrorherrschaft umgebracht wurden, war Jiddisch die Muttersprache. Es waren die in ihrem Shtetl heimischen, meist armen Juden aus Polen, den baltischen Republiken, Belorußlands, der Ukraine, Moldaviens und Rumäniens, deren Vorväter schon seit dem 14. Jahrhundert dort ansässig waren. Sie hatten die Massenmorde der Kreuzzüge überstanden, waren von ihren seit Jahrhunderten bewohnten Ansiedlungen an Rhein und Donau vertrieben worden, hatte auch das Gemetzel der ukrainischen Kosakenerhebung unter Bogdan Chmelnitzki im 17. Jahrhundert überlebt und waren trotz der unmenschlichen Schikane des Zaren Nikolai I. und der Pogrome seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, die zu Massenemigrationen nach Westeuropa, Amerika und Palästina führten, in Osteuropa heimisch geblieben. Ihre Sprache, das aus dem Mittelhochdeutschen entstandene, mit hebräischen, aramäischen, dann auch mit russischen, polnischen und anderen slawischen Brockendurchsetzte Jiddisch, blieb immer ein Abbild ihres Alltags, ihres Hoffens und Leidens, ihrer Sehnsüchte und Ängste.

Als das ganze Ausmaß des faschistischen Genozids nach 1945 bekannt wurde, herrschte die Meinung vor, Jiddisch sei tot. Schon Otto Heller prophezeite in seinem 1951 erschienenen vulgärmarxistischen Buch „Der Untergang des Judentums“, mit der Lösung der nationalen Frage im Sozialismus würde sich der Assimilationsprozeß der Juden vollenden und damit auch die jiddische Sprache verschwinden. Und als 1948 der Staat Israel gegründet wurde, in dem einige hunderttausend Jiddisch sprechende Juden, die dem faschistischen Massenmord entronnen waren, Zuflucht fanden, galt es, das Neuhebräische als einheitliche Sprache aller Einwanderer durchzusetzen. Jiddisch wurde als „Jargon“ der Diaspora, der Vertreibung diffamiert. Doch es kam ganz anders. Heute noch, so schätzen Kenner der Materie, sprechen etwa zwei bis drei Millionen Juden in der Sowjetunion, in den USA, Kanada, Israel und anderswo Jiddisch. Auch in Israel wurde Ende der siebziger Jahre Jiddisch als wichtiger Teil der jüdischen Geschichte und Kultur offiziell wieder gewürdigt. Isaac Bashevis Singer sagte: Jiddisch „war die Sprache von Märtyrern und Heiligen, von Träumern und Meistern der Kabbala — reich an Humor und Erinnerungen, die das Menschengeschlecht nicht vergessen darf.“

In den USA allerdings blieb das Interesse für die jiddische Kultur stets lebendig: Das schon 1925 in Wilna gegründete YIVO-Institut widmet sich seit 1945 in New York der intensiven Forschung in Amherst, Massachusetts, entfaltet das Yiddish Book Center rege Aktivitäten, die Liedsammlungen von Ruth Rubin und die Auftritte jiddischer Sänger wie Theodore Bikel erfreuen sich großer Beliebtheit. Immerhin leben allein im Bundesstaat New York mehr Juden als in Israel. Und dennoch, auf einer Konzertreise 1979 durch Kanada wurden wir Zeugen einer Wiederbelebung des Jiddischen unter jungen Leuten, deren Groß- oder Urgroßeltern aus Osteuropa eingewandert waren. Manche von ihnen wollten sich an Ort und Stelle informieren und machten über „Intourist“ Gruppenreisen nach Belorußland, Litauen und nach der Ukraine. Auf unsere Frage, warum gerade jetzt, Ende der siebziger Jahre, diese „Suche nach den Wurzeln“ um sich greife, wurde uns geantwortet, daß der „kalte Krieg“ dies mit seinen Vorurteilen, seiner Intoleranz bis dahin verhindert habe.

Zur gleichen Zeit setzte sich auch in Westeuropa, vor allem in der BRD und der Schweiz, eine Welle der Sympathie für das Jiddische durch. Auslöser dieser neuen Bewegung war die Ausstrahlung der amerikanischen Fernsehserie „Holocaust“ 1979 in mehreren westeuropäischen Ländern. Obwohl diese Filme die in ihrer ganzen Abscheulichkeit nicht darstellbaren Massenvernichtungen in Auschwitz, Treblinka und anderen Schreckensorten nur oberflächlich, zum Teil sentimentalisiert wiedergaben, wirkten sie vor allem für die BRD wie ein Schock. Hier wurde ein Geschichtsbild zerschlagen, das der Jugend seit Adenauers Zeit präsentiert worden war: Die Verbrechen des Faschismus waren geleugnet oder bagatellisiert, die „guten Seiten“ des Terrorregimes glorifiziert, die „Auschwitzlüge“ propagiert, dem Neonazismus Spielraum gewährt worden. Die jungen Menschen stellten nun immer wieder die Frage: Wie konnte das geschehen? Von ihren Eltern, Großeltern und Lehrern bekamen sie nur selten Antwort. An vielen Orten fanden sich Gruppen meist junger politisch interessierter Menschen und kirchlicher Kreise zusammen, um nach Aktivitäten des antifaschistischen Widerstandes und den Ursachen der Judenverfolgungen zu forschen. Zahlreiche Singegruppen beschäftigten sich intensiv mit dem jiddischen Lied.

In den sozialistischen Ländern dagegen blieb das Vermächtnis des antifaschistischen Widerstandskampfes stets unangetastet. Und dennoch gab es äußerst widersprüchliche Tendenzen. In Polen richtete sich nach dem Krieg zum Beispiel 1946 in Kielce die Entrüstung über

schlechte Zustände leider auch wieder gegen die Juden. Andererseits hörten wir Mitte der fünfziger Jahre, wie ein großer Chor der Polnischen Volksarmee das Lied „s' Brent“ von Mordechaj Gebirtig in jiddischer Sprache vortrug. Das Staatliche Jiddische Theater in Warschau spielt seit Kriegsende bis heute regelmäßig weiter, obwohl infolge neuer Diskriminierungen die meisten überlebenden Juden um 1968 nach Israel oder den USA auswanderten. In Rumänien gab es bis in die sechziger Jahre zwei jiddische Theater in Bukarest und Iasi, die aber zusammengelegt wurden, als ebenfalls ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung weggegangen war. Das Jiddische Theater Bukarest, das auch mit Liedprogrammen auftritt, gastierte 1977 mit großem Erfolg in Berlin. In der Sowjetunion, die bekanntlich den Staat Israel als erstes Land anerkannt hatte, wurden im Zuge der Stalinschen Diskriminierungen und Restriktionen 1948 auch alle jiddischen Aktivitäten und Organisationen untersagt, eine beträchtliche Anzahl jiddischer Schriftsteller, Poeten und Liedermacher fälschlicherweise einer „nationalistisch-zionistischen Verschwörung“ angeklagt und am 12. August 1952 hingerichtet, unter ihnen Peretz Markisch (geb. 1895), Leib Kvitko (1890), David Bergelson (1884) und Itzik Fefer (1900). Alle wurden nach dem XX. Parteitag der KPdSU vollständig rehabilitiert. Erst 1962 erhielt die jiddische Kultur mit der Gründung der Monatsschrift „Sowjetisch Hejmland“ neuen Spielraum. Die Übersetzungen jiddischer Literatur in andere Sprachen der Sowjetunion haben seit den siebziger Jahren enorm zugenommen. Außer der Theatergruppe in Birobidshan wirken wieder jiddische Laienspiel- und Liedgruppen in Vilnius, Riga, Moskau, Kishinjow und anderen Städten.

In der DDR hat das jiddische Lied vor allem durch das Wirken von Lin Jaldati seit unserem ersten Auftreten im Juni 1949 im Haus des Kulturbundes Berlin und der Aufnahme von etwa zwei Dutzend Liedern im demokratischen Rundfunk im gleichen Jahr immer begeisterten Widerhall gefunden. Nur nach dem Krieg zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn Ägypten, Jordanien und Syrien gab es 1967 eine Unterbrechung von einigen Jahren. Unsere 1966 erstmals erschienene Liedersammlung „Es brennt, Brüder, es brennt“ wurde 1969 bei Rütten & Loening in zweiter Auflage und 1985 in erweiterter Form aufs neue herausgegeben. Auch die Sammlungen jiddischer Lieder in der Bearbeitung von André Asriel im Berliner Verlag Neue Musik fanden erfreulichen Widerhall.

Trotz dieser relativ beständigen Entwicklung fand die jiddische Kultur erst seit dem Ende der siebziger Jahre vor allem bei der jungen Generation ein Interesse wie nie zuvor. Obwohl die Verbrechen des deutschen Faschismus auch an den Juden niemals verschwiegen und der heldenhafte Aufstand im Warschauer Ghetto 1943 immer gewürdigt wurden, löste der im Westfernsehen gezeigte „Holocaust“-Film auch bei uns eine tiefe Betroffenheit aus. Auch hier wurde immer wieder die Frage nach den Ursachen des Völkermords gestellt. In unzähligen Diskussionen nach unseren Konzerten und vielen, vielen Briefen junger Menschen kommt stets das Bedürfnis zum Ausdruck, sich mit diesen schrecklichsten Ereignissen der jüngsten deutschen Geschichte auseinanderzusetzen. Aber es sind nicht nur politische Gründe, die das Interesse unserer Jugend für das jiddische Lied motivieren. Es ist vor allem die tiefe Menschlichkeit, die gedankenreiche Poesie, die Herzenswärme im alltäglichen Leben, die das jiddische Lied so attraktiv macht. Treffend formulierte Isaac Bashevis Singer: „Das Ghetto war nicht nur Zufluchtsort für eine verfolgte Minderheit, sondern auch ein großes Experiment an Frieden, Selbstdisziplin und Menschlichkeit.“

Das Lied war für die als kleine Gewerbetreibende, Arbeiter und Juden doppelt unterdrückten Bewohner der osteuropäischen Shtetl mehr als nur Freizeitbeschäftigung und Geselligkeitsbefriedigung. Es war ein Teil ihres Lebens, ihres Willens zum Überleben bei ständiger Existenzbedrohung. Von unzähligen Wiegen- und Kinderliedern, besonders von den Buben, die nach alter Sitte bereits im Alter von drei bis vier Jahren im Chejder lesen und schreiben lernen, über die verschiedensten Arten von poetischen Liedern aufrichtiger, unerfüllter oder enttäuschter Liebe, Hochzeitsliedern, Liedern der Handwerker, Trink- und Spottliedern bis zu den Liedern des Sabbath und der traditionellen Jahresfeste mit ihren aus biblischen Zeiten überlieferten Legenden reicht die Thematik. Besonders reizvoll sind Dialoglieder, weil hier jeweils zwei verschiedene Menschen und ihr Kommunizieren in Wort und Melodie charakterisiert werden. Dicht zusammengedrängt lebend, waren die Ostjuden immer aufeinander angewiesen: Die engen Familienbande und das Miteinander aller Nachbarn bewirkten trotz vieler Streitereien und Tratsch eine tief gewurzelte, herzerwärmende Solidarität.

Was diese Lieder vor allem auszeichnet, ist ihre Hintergründigkeit, Mehrschichtigkeit, ihre Ambivalenz. Auch in den heitersten Liedern schwingt stets das Bewußtsein des Elends, der Angst und Not mit. Und umgekehrt ist in Liedern der Klage und Verzweiflung doch immer ein Fünkchen Hoffnung zu spüren. Dieses Schwanken zwischen „Schmejchl un trenn“, zwischen Lächeln und Tränen, zwischen Lebensfreude und Todesbedrohung, das Schweben